

Rede der Preisträgerin Rachel Salamander

Verleihung des Heine-Preises 2020 am 29. August 2021

- Es gilt das gesprochene Wort -

Heine und der deutsche Donner

Mein Germanistikstudium begann im Münchner Wintersemester 1970/71 mit einem Proseminar über das „Junge Deutschland“, jene Gruppe junger Literaten um 1830/1835, die weniger persönliche Kontakte als hauptsächlich gemeinsame Ziele locker verband. Feinde hielten diese liberalen Aufklärer zusammen: Alter Adel, restaurativer Nationalismus und die Kirche, aber auch der frühzeitliche Kapitalismus mit der Verelendung der Industriearbeiter. Gekämpft wurde mit allgemein verständlichen Worten. Darin brillierte der Sprachkünstler Heine mit einem entstaubten Deutsch. Prägnant. Eindringlich. So, dass die Leute ihn verstanden. Als einer der innovativsten und kritischsten Publizisten des Vormärz wusste er die Presse für sich und sein Werk zu nutzen. Der scharfsinnige Essayist versetzte schon damals die Gemüter in Dauererregung.

Den Autoren kam ihre Zeit zugute. Der bis heute noch funktionierende Buchhandel, das Verlags- und Pressewesen entstanden. Jeder der Jungdeutschen besaß so ungefähr sein eigenes literarisches Organ, eine gemeinsame Zeitschrift „Deutsche Revue“ scheiterte. Nach der für das bürgerliche Lager erfolgreichen französischen Julirevolution 1830 verstärkten sich im deutschen Reich die Metternichschen Restriktionen, besonders bedrohlich für die Jungdeutschen war die Zensur. Heine bekam das schnell zu spüren. Nicht nur erlebte er bei einem Hamburger Aufruhr antijüdische Ausschreitungen. Als er im 4. Teil seiner Reisebilder gegen das Christentum polemisierte, verboten die preußischen Behörden das Buch. Im selben Jahr 1831 suchte Heine Zuflucht im Pariser Exil. Die Werke, noch mehr die privaten Äußerungen und Briefe der jungen Autoren galten als staatsgefährdend. Und so wurden sie schließlich polizeilich verfolgt.

Der Verfolgung ging der sogenannte „Wally-Streit“ voraus. Gutzkows Roman „Wally die Zweiflerin“ war kurz zuvor im neuen Karl-Löwenthal-Verlag in Frankfurt erschienen. Die diffamierende Kritik des ehemaligen Gutzkow Förderers Wolfgang Menzel, damals Literaturpapst in Stuttgart, löste ein Hin und Her von Gegenerklärungen aus, bei dem sich u. a. Kirchenrat Paulus aus Heidelberg für

Menzel und Heine für Gutzkow aussprachen. Im Feldzug gegen die Jungdeutschen blieben antijüdische Invektiven nicht aus: in diesem Fall besonders gegen den Juden Löwenthal, einem Förderer des „Jungen Deutschlands“. Wegen „Verunglimpfung des Christentums“ im Wally-Roman forderte der Verband des deutschen Buchhandels den neuen Verlag wieder zu schließen. Beim deutschnationalen Wolfgang Menzel findet sich der bekannte Judenhass: „Die katholische Kirche hatte sich von den Zerrüttungen des Josephinismus und Napoleonismus noch nicht erholt, die protestantische Kirche war im Rationalismus und offenen Unglauben beinahe aufgelöst. Daß bei dieser Vernachlässigung und Verachtung der Kirche, die ältesten Feinde Christi, die Juden, eine so günstige Zeit benutzten, war nicht zu verwundern. Aus allen dunklen Ecken kamen sie hervor, um mit affenartigem Zähneblecken, Grinzen und Zungeherausstrecken, was bisher dem Christen heilig war, zu verhöhnen.“ Das war auf Heine gemünzt. Und weiter: „Seine Feder wurde buchstäblich zur Kotschleuder.“

Ganz im Sinne der studentischen Politisierung von 1968 stritten wir im Münchner Proseminar darüber, ob nun die Jungliteraten Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt richtige Revolutionäre oder nur soziale Reformer waren. Die einen plädierten für radikalen Umsturz, andere wie Heine für gewaltlosen Fortschritt ohne Blutvergießen. Die Judenfeindlichkeit war in unserem Proseminar kein Thema. Heine der Jude auch nicht.

Das Hardenbergsche Judenedikt hatte 1812 per Dekret die Judenemanzipation eingeläutet. Basierend auf der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte der französischen Revolution von 1789 und der ersten französischen Verfassung 1791 sollten auch Juden zu gleichberechtigten Staatsbürgern werden. Im Münchner Seminar von 1970 musste darüber aber gar nicht erst groß geredet werden, denn Marx getreu würden ja die Juden wie die Kapitalisten sowieso im Universellen aufgehen, d. h. verschwinden. Theoretisch löse sich also das Judenproblem, wenn sich die Emanzipation der Juden im Rahmen der gesamtgesellschaftlichen Befreiung vom Kapitalismus vollzöge. Nachdem die „Emanzipation der ganzen Welt“ (Heine) auf sich warten ließ und lässt und die Juden bis dato schon über 5000 Jahre auf den Messias, die Erlösung warten, wurden sie auch jetzt wieder enttäuscht. Die versprochene Emanzipation blieb aus. Das von Oben erlassene Dekret konnte jederzeit auch von Oben nach

Gutdünken wieder zurückgenommen bzw. eingeschränkt werden, was laufend geschah. Die Emanzipation von Gnaden stellte Bedingungen. Nicht mehr als Juden, sondern nur noch als Menschen sollten sie nach dem Motto der Aufklärer Eingang in die moderne Gesellschaft finden. Die Teilnahme an der Menschheitsgeschichte verlangte, das Judentum abzulegen. Ein enormer Assimilationsdruck erwartete, dass die Juden mit der formalrechtlichen Gleichstellung ihre kollektive Identität aufgeben und sich in die christliche Mehrheitsgesellschaft einpassen. Doch je mehr Juden konvertierten, desto stärker betonten die Nichtjuden ihr Christentum und warfen den Getauften vor, das Christentum zu verwässern. Judenhass war von Anfang an der Begleiter der Gleichberechtigung. Die weitere Entwicklung ist bekannt: Trotz Taufe gab es kein „Entréebillet in die europäische Gesellschaft“, auch bei vollkommener Selbstaufgabe verweigerte die Mehrheitsgesellschaft die Integration: für sie blieben die Juden Juden. Auch Heines langjähriger Weggefährte Heinrich Laube schrieb ihm noch 1835. „Dir fehlt nichts als das Christentum“. Am Ende landeten auch getaufte Juden und solche, die gar nicht mehr wussten, dass sie solche sind, in den Gaskammern.

Heine hatte sich die Taufe reiflich überlegt, mit der Familie beraten, sie war aus Karrieregründen dafür, er nicht. 1825 vollzog er schließlich die Taufe zum Protestantismus auch mit der Rechtfertigung, dann besser gegen die Erniedrigung und Zurücksetzung aller Juden kämpfen zu können – zumal es ihm überdies „schwerer falle, sich einen Zahn ziehen zu lassen, als die Religion zu wechseln“. Vor der Taufe hatte er Diskriminierung und Zurückweisung erfahren: Beim Studium in Göttingen schloss ihn 1820 die Burschenschaft aus. An seinen Freund Moses Moser schrieb er später: „Ich bin nicht groß genug, um Erniedrigung zu ertragen.“ (2. 2. 1824) Immer wieder war Heine mit Ausgrenzung konfrontiert, auch mit nicht abreißenden Hasskampagnen einzelner Gegner, wie August Graf von Platen-Hallermünde oder Menzel. Nach der Taufe besserte sich die Situation jedoch auch nicht. Seine Bewerbung 1928 um eine literaturwissenschaftliche Professorenstelle an der Münchner Universität wurde abgewiesen, der universitäre Karriereweg blieb Juden sowieso, aber auch Getauften oft versperrt. Der Theologe Ignaz von Döllinger warf ihm vor, sich „unverhohlen als Jude erkennen (zu) geben“ und das bedeute: „Lästerung dessen, was den Christen das Heiligste ist“. Börne hatte gewarnt: „In München nicht mit den Pfaffen kollidieren“. Heinrich von Treitschke, konservativ-

preußischer Historiker und Reichstagsabgeordneter, Erfinder des tödlichen Schlagwortes „Die Juden sind unser Unglück“ und Auslöser des Antisemitismusstreites von 1879, rief Heine als dem exponiertesten der Jungdeutschen noch nach dessen Tod „Charakterlosigkeit und Mangel an nationaler Gesinnung“ nach: „Das Weltbürgertum und der Christenhaß, der ätzende Hohn und die Sprachverderbnis, die Gleichgültigkeit gegen die Größe der vaterländischen Geschichte – alles war jüdisch in dieser Bewegung.“

Heine glaubte als rechtloser Konvertit gemeinsam mit Nichtjuden um die Freiheitsrechte kämpfen zu können. Am Ende wurde er immer wieder auf sein Judentum zurückgeworfen. Ludwig Börne, selbst getaufter Juda Löw Baruch, brachte es 1832 auf den Begriff: „Es ist wie ein Wunder! Tausende Male habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die andern verzeihen mir es; der dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus.“

Was wäre denn gewesen, wären diese Täuflinge nun vormals keine Juden gewesen, ganz so wie meine Münchner Kommilitonen sie behandelten. Hätten die Deutschen sie dann weniger angegriffen? Wohl anzunehmen. Die eigentliche Angriffsfläche, ihre jüdische Herkunft, wäre entfallen. Heines Judentum spielte im Proseminar keine Rolle. Es zählte einzig seine herrschaftskritische Haltung. Wir gingen mit Heine so um, als wäre er im Heer der Benachteiligten nur einer unter Gleichen. Damit nahmen wir ihm – Heinrich Heine - seine eigene Geschichte. Wir, die Post68er, solidarisch mit allen Menschenrechtskämpfern dieser Erde, antworteten universalistisch auf Heines Partikularität. Er wurde als Jude attackiert und musste sich als Jude wehren. Hannah Arendt sagte in ihrem Fernsehgespräch mit Günter Gaus 1964: „Wenn man als Jude angegriffen ist, muss man sich als Jude verteidigen. Nicht als Deutscher oder als Bürger der Welt oder der Menschenrechte oder so.“ Die Menschenrechte zielen auf den Menschen als solchen, unabhängig von seiner Vergangenheit, seiner Religion, Traditionen. Jedes Menschenrecht ist abhängig davon, dass eine Instanz es schützt, ein Staat, eine Verfassung es garantiert. Heine blieb dieser Schutz versagt. Die Frage, ob Heines Aufbegehren mit jüdischen Leiderfahrungen und einer daraus resultierenden Affinität für gesellschaftliche Veränderung zusammenhing, stand im Seminar nicht zur Debatte.

Als ich 1982 nach meinem Studium die Literaturhandlung in München gründete, stellte ich mir die Aufgabe, nach der „Entjudung“ des deutschen Buchhandels, die geistige jüdische Welt zu rekonstruieren, sofern sie sich im Wort und in der Schrift erhalten hatte. Ich wollte all jene wieder einbürgern, die von den Nazis vertrieben oder verbrannt worden waren. Ihnen galt es wieder ein Menschenrecht, eine Bleibe, zu geben. Doch eine Frage plagte mich gleich zu Beginn: Darf ich, was die Nazis perfekter konnten, alles sammeln und katalogisieren, zuletzt also konzentrieren, was jüdisch ist? Ob diese Schriftsteller im Judentum geblieben sind oder nicht, für mich kristallisierte sich Eines heraus: Die jüdische Perspektive musste hervorheben, was ihre Literatur prägte, nämlich dass für ihr Schaffen ihre jüdische Existenz in einer nichtjüdischen Umwelt produktiv wurde. Die Frage flammte wieder auf, als ich Marcel Reich-Ranicki zu einem Vortrag „Über Ruhestörer. Juden in der deutschen Literatur“ einlud und mir umgehend eine Absage einhandelte. Sein Unbehagen gipfelte in dem Ausruf: „Ich lasse mich doch nicht wieder ins Ghetto sperren!“ Ich erklärte ihm, dass in der Literaturhandlung oberstes Auswahlkriterium das Thema Judentum sei, keinesfalls das der Abstammung. Außerdem hätte er selbst doch meisterlich herausgearbeitet, worum es bei den Autoren jüdischer Herkunft ging. Ich überzeugte ihn mit seinem eigenen Argument aus den „Ruhestörern“: „Nichts wäre ... irriger als die Annahme, man habe diese Schriftsteller hier noch einmal isolieren und mit einer nunmehr goldenen Gettomauer umgeben wollen. Ganz im Gegenteil: Nur dann nämlich, wenn man die spezifische Situation und die Eigenart der deutschen Schriftsteller jüdischer Herkunft ausdrücklich betont, nur dann macht man sie verständlich und trägt zu ihrer Wiedereinbürgerung bei.“ Zur Information: Reich-Ranicki kam, und er kam immer wieder. Mit diesen Schriftstellern hat auch er selbst sich hier wieder eingebürgert.

Will man also diese Schriftsteller wieder beheimaten, so muss man ihnen ihre Geschichte zurückgeben. Heine aus der jüdischen Perspektive heimzuholen, kann gerade nicht in erster Linie das universalistische Prinzip betonen, sondern muss zeigen, worunter jeder Jude leiden musste, weil er Jude war. Ein religiöser Jude war Heine nicht. Man kann – bis heute - nicht den Beitrag der berühmten Juden besingen und ihr Leiden am Judenhass auslassen. Scharfer Kritiker aller Religionen, der er war, verschonte er das Judentum bzw. einzelne seiner Vertreter auch nicht. Andere assimilierte Juden wagten das nicht. An Heine zeigt sich jüdische Geschichte - und Heine zeigt jüdische Geschichte.

Heine steht in der jüdischen Geschichte, ob er es wollte oder nicht. Er erlebte und reflektierte, was Juden seit jeher erlebten: Duldung, Anfeindungen, Vertreibung, Exil, Wiederansiedlung, Pogrom, Vernichtung. Heine wurde Zeuge, wie Hand in Hand mit der Emanzipation und versuchter Assimilation Antisemitismus sich verbreitete – und wie mit jedem Modernisierungsschub der Judenhass wuchs. 1819 überzogen die Hep-Hep-Krawalle viele deutsche Städte. Der Mob misshandelte Juden, griff jüdische Geschäfte an und zerstörte Synagogen. Die Wiederkehr des immer Gleichen. Die Taufe änderte nichts. Heine wurde zum Flüchtling gemacht, aber auch seine Exilheimat enttäuschte ihn, als er erfuhr, dass der französische Konsul in Damaskus mit der Verbreitung eines Ritualmordvorwurfs das verheerende Damaskus-Pogrom von 1840 auslöste. Das war Anlass für Heine den „Rabbi von Bacherach“ fertigzuschreiben, den er sechzehn Jahre zuvor begonnen hatte. Mit jüdischer Geschichte beschäftigt, ließ Heine Shakespeares Shylock folgenden Satz sagen: „Es waren Schmerzlaute, wie sie nur aus einer Brust kommen konnten, die all das Martyrium, welches ein ganzes gequältes Volk seit achtzehn Jahrhunderten ertragen hat, in sich verschlossen hielt...“. Das kann nur einer schreiben, der weiß, wovon er redet.

Bot eventuell eine Gemeinschaft mit Leidensgenossen einen Ausweg? Zwischen 1821 und 1823 als Student in Berlin, stieß er auf eine Gruppe Gleichaltriger, die dort 1819 den „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden“ gegründet hatten. Heines Mitgliedschaft ab 1822 erstreckte sich allerdings nur auf einige Monate. Ihm ging es um eine Vertiefung im jüdischen Wissen und um den Austausch mit leidgeprüften Gleichgesinnten. Er erkannte jedoch schnell, dass jüdische Bildung die Misere nicht behob, im Gegenteil, die Hauptakteure des Vereins flüchteten sich wiederum in die Taufe und Assimilation. Einerseits wollten sie das jüdische Erbe bewahren, andererseits mussten sie es aufgeben, um in der Gesellschaft anzukommen. Heine, der das orthodoxe Judentum ablehnte, gingen aber auch diese Assimilanten in der Verleugnung ihres Judentums zu weit. Heine selbst hielt am Judentum fest. Unabhängiger Geist, der er war, blieb er ein Individualist ohne Kampfgenossen. Er gehörte keiner Partei an und keiner ihn schützenden Gemeinschaft.

An Heine zeigt sich das ganze Dilemma der Emanzipation: Die sogenannte Befreiung der Juden begann mit dem Auszug Einzelner aus dem Ghetto, und das bedeutete, dass sie ihre Gemeinschaft zurückließen. Diese Individualisierung

schnitt sie von ihrem Kulturkreis ab und schwächte sie als Einzelne. Schon 1789 forderte der französische Abgeordnete Clermont-Tonnère in der Nationalversammlung: „Den Juden als Nation nichts, als Menschen alles“. Im assimilatorischen Konzept sollte der vom Ghetto herkommende Jude unsichtbar werden, so sein und sprechen, wie die nichtjüdische Umwelt. Hannah Arendt zitiert in diesem Zusammenhang mehrfach den russisch-jüdischen Autor und Dichter Judah Leib Gordon, dessen Formel sie als Motto über die gesamte westeuropäische Assimilation stellt: „Sei ein Jude zu Hause und ein Mensch in der Welt“. Judentum sollte im Verborgenen stattfinden. Hannah Arendt übrigens hat die Formel umgedreht und forderte: „Sei ein Mensch zu Hause und ein Jude in der Welt.“ D. h. Juden müssen sichtbar bleiben. Sie sehen, meine sehr verehrten Damen und Herren, auch wenn wir über längst Vergangenes reden, wir sind im Jetzt angekommen. Kippa tragende Juden sind erkennbar und werden wie jüdische Einrichtungen angegriffen. Der Staat ist herausgefordert in seiner Pflicht, seine Bürger zu schützen, und Juden in ihrem Menschenrecht, Juden sein zu dürfen.

Heine gehörte zur ersten Generation, die das Ghetto verließ. Das jüdische Erbe nahm er mit. Moses Mendelssohn, mit dem die deutsch-jüdische Begegnung begann, rezipierte die Aufklärung noch ganz im Sinne der christlichen Vorkämpfer der Emanzipation, z. B. Christian Wilhelm Dohms mit seiner Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“. Sie gingen davon aus, Juden könnten sich durch Bildung verbessern und dadurch produktive Bürger werden. Mendelssohn beschritt den Weg der deutschen Bildung noch ganz innerhalb der jüdischen Religion. „Schicket euch in die Sitten und in die Verfassung des Landes, in welches ihr versetzt seid; aber haltet auch standhaft bei der Religion eurer Väter. Traget beider Lasten, so gut ihr könnt!“ Für Mendelssohn bedeutete Freiheit Bildung. Politisch lief es auf eine im Lessingschen Sinne gewährte Toleranz hinaus. Die Schüler Mendelssohns, die das Ghetto verließen, mussten ihre Religion aufgeben, wollten sie in der Gesellschaft ankommen. Juden waren bessere Menschen nurmehr als Nichtjuden. Die Emanzipation befreite die jüdische Gemeinschaft nicht. Diese lebte ohne Bürgerrechte zum größten Teil in äußerster Armut. Einzelne, die danach strebten, gaben ihre Identität auf und entwurzelten sich.

Heine kannte sich in jüdischer Geschichte sehr gut aus und griff auf sie zurück, um über seine eigene Zeit zu schreiben. Im Mittelalter sollte der Jude durch Zwangstaufe verschwinden, und weil man den Getauften schon damals nicht traute, landeten sie auf dem Scheiterhaufen der Inquisition. Immer wieder endeten Annäherungsversuche, wenn nicht tödlich, so mit Ausgrenzung der Juden. Zu Zeiten Heines, nach der preußischen Niederlage (1806), verließ, wie Hannah Arendt schreibt, „die Gesellschaft die jüdischen Salons mit einer Plötzlichkeit ohnegleichen. Im Jahre 1808 finden wir sie schon in den Häusern des Beamtenadels und des höheren Mittelstandes. Die Brentano und Arnim und Kleist, ja selbst die ältere Generation der Schlegel und Gentz, werden mehr oder weniger antisemitisch und richten ihre Judenverachtung gegen die ihnen bekannten Berliner und nicht mehr gegen die ihnen unbekannteren Juden in Posen.“ Was emanzipatorisch geglaubt schien, die Mischehen jüdischer Salonierinnen mit der deutschen Herrenelite, geschah nur um den Preis vollständiger Selbstaufgabe und der Taufe der jüdischen Frauen.

Eine Generation später, die Gleichstellung wurde 1871 rechtlich fixiert, aber das Bild blieb sich gleich. Berthold Auerbach, eigentlich Moses Baruch Auerbach, klagt über zunehmenden Antisemitismus. „Vergeblich gelebt und gearbeitet“ resümiert der liberale, patriotische Freidenker 1880 kurz vor seinem Tod. Mit seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ einer der populärsten Heimatdichter, machte ihn Heinrich von Treitschke als „Salontiroler“ verächtlich. Die Judenhetze gehörte zu seinem Leben wie zu dem der vorigen und folgenden Generationen. Jakob Wassermann in der nächsten Generation, erlebte den grassierenden Antisemitismus nach dem Ersten Weltkrieg und schrieb die tief traurige Autobiographie „Mein Weg als Deutscher und Jude“. Ein Jahr später, 1922, wird sein Freund, Reichsaußenminister Walther Rathenau, von Rechtsradikalen ermordet. 1933 dann das endgültige Aus, Wassermann muss die Preußische Akademie der Künste verlassen, wieder lodern Scheiterhaufen, diesmal bei der Nazi-Bücherverbrennung. Wir kennen Heines Lehre aus der Geschichte in der Tragödie Almásor (1823): „Das war ein Vorspiel nur, dort, wo man Bücher/Verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen.“

Einhundert Jahre später sollte Deutschland, Europa, dann „endlich“ judenrein werden. Dazu, so viele Jahre zuvor, der klarsichtige Heine, und es ist unheimlich, was er schon, 1823, prognostiziert: „Wenn ihr es krachen hört, wie es noch

niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich ein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot nieder fallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte.“

Jakob Wassermann blieb es allen Anstrengungen zum Trotz versagt, Deutscher und Jude zu sein. Seine Autobiographie mündet in dem zehnfachen Ausruf „Es ist vergeblich“. Thomas Mann übrigens reagierte nicht besonders einfühlsam auf Wassermanns Lebensbericht, er sah darin eine „dichterische Hypochondrie“. In der Silvesternacht 1933/1934 nahm Wassermann sich das Leben. Die Reihe dieser jüdischen Schicksale ließe sich beliebig fortführen. 1912 brachte es Walther Rathenau auf den Begriff: „In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn ihm zum ersten Male voll bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist, und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.“

Hannah Arendt attestiert Heinrich Heine, dass er der einzige deutsche Jude sei, dem geglückt ist, zugleich Deutscher und Jude zu sein. „Er ist das einzige große Beispiel geglückter Assimilation, das die gesamte Geschichte der Assimilation aufzuweisen hat.“ An Heine zeigt sich die jüdische Geschichte und Heine zeigt jüdische Geschichte – nicht nur mit jüdischen Figuren und Motiven, sondern auch mit vielen inhaltlichen Bezügen auf die jüdische Geschichte. Gerade in der Zeit, als er herbe Rückschläge hinnehmen musste, beschäftigte er sich mit jüdischen Stoffen. 1824 begann er in Göttingen mit dem „Rabbi von Bacherach“, einer Erzählung im mittelalterlichen Bacherach. Die Juden begehen gerade ihr Pessachfest. Diese Exodusgeschichte erinnert an den Auszug aus der ägyptischen Sklaverei, ist also ein Freiheitsnarrativ. Beim bibelfesten Heine endet es mit einem durch eine Ritualmordbeschuldigung ausgelösten Pogrom tödlich. Ganz untypisch für die jüdische Geschichte rettet sich der Rabbi mit seiner Frau ins Frankfurter Ghetto, während seine von ihm im Stich gelassene Gemeinde getötet wird. Für den Rabbi bleibt nur das Ghetto als Zufluchtsort. Diesen Text veröffentlichte Heine erst viel später, 1840, und zwar im Jahr des Damaskus-Pogroms. In der Zwischenzeit ließ er sich in Göttingens Bibliothek Bücher über die

Inquisition und jüdische Geschichte aus, in Berlin wirkte er, wie erwähnt, im Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden mit. Mehrere Fäden der jüdischen Geschichte verwebt Heine hier meisterlich: die Frankfurter Pogrome von 1240 und 1349 mit den Bedrängnissen seiner Zeit. Als der Rabbi am Ghettotor um Einlass bittet, ruft er sechsmal aus „Ich bin ein einzelner Mensch.“ Offensichtlich ist die Aussicht, als Einzelner eingelassen zu werden größer als mit seinem Kollektiv. Der Türsteher will ihm Schutz nur gewähren, wenn der Rabbi sich taufen lässt. Die Sekundärliteratur rätselte über Heines untypischen Rabbi, Jakob Hessing gibt in seinem Heine-Buch eine plausible Interpretation. Der Rabbi, der unüblicherweise in allergrößter Not seine Gemeinde im Stich lässt, ist eine innerjüdische Kritik an der jüdischen Elite seiner Zeit, als diese in der Krise der Emanzipation aus der Gemeinschaft austritt und konvertiert. Hessing geht noch weiter: Heines Taufe „ist ein Schritt, der ihn immer mit Unbehagen erfüllen wird und den er Eduard Gans, dem Vorsitzenden des Culturvereins nie verzeihen wird.“ Heine wagte viel: nicht nur konfrontiert er ein deutsches Publikum mit genuin jüdischen Stoffen, er teilt auch gegen seine eigenen Glaubensgenossen aus. Diese innerjüdische Kritik grenzt ihn auch innerhalb der Seinigen aus.

Nichts war ihm heilig, nur eines, wie er schon 1820 in seinem Aufsatz „Die Romantik“ formulierte: „Das deutsche Wort“ sei „unser heiligstes Gut“, denn es sei „ein Vaterland selbst demjenigen, dem Torheit und Arglist ein Vaterland verweigern.“ Und genau dieser Sprache hatte er, zum Entsetzen seiner Gegner, schon „das Mieder gelockert“, um mit Karl Kraus zu reden, und jetzt packte er auch noch die ganze jüdische Gegenwart in sie. Mit dieser deutsch-jüdischen Verbindung ist Heine einzigartig. Zitat Hannah Arendt: „Ob er Phoibos Apollo in Rabbi Faibusch entdeckt oder über unzähligen jüdisch-hebräischen Worten dichterisches Heimatrecht in der deutschen Sprache geschaffen, ihre Gleichberechtigung durchgesetzt hat, in jedem Fall hat er das, wovon andere nur schwatzen, eine echte Amalgamierung, im Scherz und im Ernst praktiziert. Man braucht sich nur vergegenwärtigen, wie ängstlich assimilierte Juden jedes jüdische Wort vor Nicht-Juden vermieden um ermessen zu können, was es hieß, wenn Heine fröhlich parodierte: „Schalet, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium...“ Hannah Arendt zitiert diese Schillersche Entlehnung aus Heines Gedicht „Prinzessin Sabbat“ (1851). Die köstliche Eintopfspeise Schalet, „Schalet ... des wahren Gottes koscheres Ambrosia“, wie Heine dichtet, ist das Schabbatgericht schlechthin. Mit weiteren traditionellen Schabbatingredienten

lässt Heine eine der schönsten Schabbatidyllen in einem deutschen Text entstehen, jedoch, wie für Heine typisch, eine nur von kurzer Dauer. Schalet ja, Religion nein. Deswegen können Riten und Gebräuche nicht ungebrochen praktiziert werden. Was Heine nicht mehr lebte, literarisierte er. Ein Hauch von Wehmut schwebt auch deswegen über der Prinzessin Sabbath. Ihm, dem die jüdische Lebenswelt abhandengekommen war, wurde sie zu Literatur: Was sich nicht an Judentum leben lässt, wird im Text lebendig. Viele nach ihm werden so verfahren. Berthold Auerbach, Jakob Wassermann, Joseph Roth oder Lion Feuchtwanger und viele, viele mehr. Die, die sich vom Judentum entfernt hatten und es als Assimilierte nicht mehr lebten, haben ihm oft in ihren Schriften einen wundervollen Platz eingeräumt. Von Heine begonnen, setzt sich diese Linie bis heute fort.

Als Anfang der 1980er Jahre eine Welle publizistischer und kultureller Aktivitäten der zweiten Generation einsetzt, schlagen eine ganze Reihe jüdischer Autoren ein neues Kapitel der deutsch-jüdischen Literatur auf, etwa Robert Schindel oder Maxim Biller, um nur zwei zu nennen. Sie schreiben in Deutsch und stehen nach dem Holocaust erst recht im Spannungsverhältnis zu ihrer nichtjüdischen Umwelt. Mit Heine teilen sie auch die Distanz zum praktizierenden Judentum. Ihre Texte bewahren es virtuell. Maxim Biller sehe ich in Heines Tradition. Er schreibt in Deutsch, mit vielen jiddischen Einsprengseln, für ein nichtjüdisches Publikum. Es sind Texte eines Juden über Jüdisches und jüdische Erfahrungen. In der von Nichtjuden geschriebenen Literatur nach 1945 kommen Juden so gut wie nicht vor. Biller schreibt, was Juden nach dem Holocaust hierzulande geschieht, über das Nachleben des Holocaust. Er nimmt kein Blatt vor den Mund, bricht mit innerjüdischen Tabus genauso wie mit deutschem Aufarbeitungskitsch. Biller leidet als Jude an der deutschen Gesellschaft. Irgendwann hat er gesagt: „Bei einer Gesellschaft, die einen nicht reinlässt, müsste man sich überlegen, warum sie einen nicht reinlässt.“ Juden bleiben die Anderen. Deutschland als die fremde Gesellschaft – Robert Schindel überschreibt einen Gedichtband „Fremd im eigenen Land“ – ist der Kontext dieser neuen jüdischen Literatur. Sie kritisieren ihn und verweigern sich ihm, entkommen können sie ihm nicht. Es ist, wie der Historiker Dan Diner den Zusammenhang allgemein beschreibt, eine negative Symbiose. Biller schont niemanden, nicht seine Leser, nicht seine deutschen Kritiker. Das bekommt ihm auch nicht besonders gut. In seiner Poetikvorlesung spricht er vom „Anti-Heine-Reflex“.

Heine steht für die Geburtsstunde der deutsch-jüdischen Literatur. Als ich mit der Literaturhandlung begann, hatte ich mir vorgenommen, der mit den Menschen vernichteten jüdischen Kultur ein neues Fundament zu legen. **Die Welt unserer Eltern – sie war zerstört.** Ein Rest Geretteter, vornehmlich aus Osteuropa, blieb hier hängen. Wie in den Jahrhunderten vorher kam es sogar nach der tödlichsten Katastrophe der jüdischen Geschichte zu einer Neuansiedlung in Deutschland. Wir Nachkriegsjuden besaßen keine Staatsbürgerschaft und erhielten den amtlichen Status „heimatloser Ausländer“. Er sollte Jahrzehnte andauern, sogar für uns bereits hier Geborene. Die Geschichte hat uns eine Ausnahmesituation aufgezwungen, wir standen zwischen Vernichtung und Neuanfang vor dem Nichts. Wo anschließen? Der Aderlass der Schoah hinterließ eine absolute Leere. Der Verlust des kulturellen Erbes und die Abkoppelung vom jüdischen Wissen hatte ein kaum zu füllendes Vakuum hinterlassen. Beim Aufbau einer neuen jüdischen Existenz in Deutschland konnten die Nachkommen kaum auf etwas zurückgreifen. Alles, was eine jüdische Lebenspraxis ausmachte, fehlte. Wer konnte in einer Welt des Nichts jüdisches Wissen und Traditionen weitergeben? Auf diese Leerstelle hat meine Generation reagiert. Jüdische Museen entstanden, Lehrstühle für jüdische Geschichte und Kultur, jüdische Schulen, die Gemeinden begannen, Infrastrukturen aufzubauen. Die jüdischen Schriftsteller deutscher Sprache besetzten die Leerstelle, indem sie lebendige Juden und ihre Probleme in die Literatur einführten. Wir Nachgeborenen suchten in der uns fremden christlichen Mehrheitsgesellschaft nach eigenen jüdischen Wurzeln und wollten uns „eine Wiedereroberung des Judentums aus dem Nichts erschreiben“ wie Barbara Honigmann sagt.

Mich hat die präsente Abwesenheit von jeglichem Erbe herausgefordert und ich habe mit der Gründung der Literaturhandlung geantwortet. Die Erlangung und Weitergabe jüdischer Bildung musste eine intensive Vermittlung finden. Ohne Bücher kein Judentum, ohne sie eine leere Tradition und machtlose Kultur. Ben Gurion sagte: „Wir haben das Buch bewahrt und das Buch hat uns bewahrt.“ Für Heine bedeutete die Bibel, die die Juden seit dem „großen Brande des zweiten Tempels gerettet“ und das ganze Mittelalter hindurch in ihrem Ghetto wie einen Schatz verborgen hielten, Heimatersatz, „im Exile gleichsam wie ein portatives Vaterland“. Er konnte auf die von Moses Mendelssohn erstmals vollständig ins Hochdeutsche übersetzte Bibel zurückgreifen, mit der die nächste, das Ghetto hinter sich lassende Generation deutsch lernte und somit den Schritt in die

deutsche Gesellschaft anbahnte. Wir wuchsen ohne Bibliotheken, ohne Bücher auf. Unserer zweiten Generation war es vorbehalten, jüdisches Wissen einzusammeln, wollten wir den Neubeginn einer jüdischen Kultur. In einem Brief an Milena schreibt Franz Kafka, was auch für uns zutraf: „...nichts ist mir geschenkt, alles muß erworben werden, nicht nur die Gegenwart und Zukunft, auch noch die Vergangenheit, etwas das doch jeder Mensch mitbekommen hat, auch das muß erworben werden, das ist vielleicht die schwerste Arbeit...“

Über ein Jahr recherchierte ich, um herausfinden, was von der Literatur zum Judentum auf dem Markt übrig war, ob sich die Regale der Literaturhandlung denn bestücken ließen. Was ist überhaupt jüdische Kultur? Mit ihrer Wiederbelebung musste diese Frage täglich beantwortet werden. Zweifelsfrei nimmt sie ihren Ausgang in der Tora, dem Alten Testament, ihre Substanz sind die religiösen Schriften. Der Wandel zu Kultur vollzog sich jenseits der Rabbinen und Orthodoxie, als die Texte im Prozess der Säkularisierung und Aufklärung für Deutungen offen wurden. Das Wiedererstehen jüdischer Kultur rekuriert auf diese Vergangenheit, in den Schriften liegen „Samenkörner für die Zukunft“, wie Buber sagt, in ihrer Vergegenwärtigung stellt sich der Bezug zum Heutigen her. Was aus der Vergangenheit aktualisiert wird, bestimmt unsere gegenwärtige Kultur. Mittlerweile stehen alle verfügbaren Bibelversionen samt Auslegungen in der Literaturhandlung, ihre Verzweigung ins mystisch Kabbalistische oder Chassidische. Ein homogenes Judentum hat es nie gegeben. Diverse Judentümer bergen zudem den gesamten Schatz des säkularen Schrifttums mit seinen Legenden und Märchen, spaniolische und aschkenasische, den Fundus Osteuropas an großartigen jiddischen Erzählern des 19. Jahrhunderts, die zu Unrecht bis heute keinen Eingang in die Weltliteratur gefunden haben. Aufgewachsen mit dieser jiddischsprachigen Tradition musste ich zwei Welten zusammenführen: das studierte deutsch-jüdische Erbe und die osteuropäischen Wurzeln. In der Wiedereroberung unserer Geschichte eigneten wir uns unsere Gegenwart an und traten aus dem Schatten der Vernichtung heraus. Wir erinnerten der Ermordeten und entrissen sie so ihrer Schicksalslosigkeit. Die stark autobiographisch geprägte neue Literatur der Nachkriegsautoren leistete stellvertretend für alle Trauerarbeit und setzte den Vernichteten literarisch ein Denkmal. „Ich wollte mir die Toten vom Halse schaffen, die Toten sollten mit dem Roman begraben werden, damit ich mich den Lebenden zuwenden kann.“ So Robert Schindel. Auschwitz hat die jüdische Literatur verändert. Zur jüdischen

Kultur gehören jetzt all die Aufzeichnungen der Ermordeten und die Stimmen der Überlebenden, Imre Kertész und Nelly Sachs, Paul Celan und Rose Ausländer, all die verbrannten Dichter und Künstler. Mit den Remigranten der Frankfurter Schule blitzte für kurze Zeit noch einmal so etwas wie jüdischer Vorkriegsgeist auf. Und die Existenz Israels änderte die jüdische Kultur grundlegend: Zum ersten Mal entstanden eine freie, souveräne jüdische Literatur und Kultur. Diesen ganzen Kosmos jüdischer Kultur galt es einerseits der jüdischen Gemeinschaft zugänglich, also der Judenheit Judentum bewusst zu machen, und andererseits Nichtjuden die Möglichkeit zu geben, Judentum kennenzulernen und an der jüdischen Kultur zu partizipieren, wie sie es immer getan haben. An der Rekonstruktion jüdischer Geschichte haben viele Nichtjuden mitgearbeitet, ich denke an ihre unzähligen Publikationen über die vernichteten jüdischen Regionen in Deutschland oder an das, was wir Aufarbeitung der Vergangenheit nennen. Die Regale in den Literaturhandlungen haben sich im Laufe der letzten vierzig Jahre prall gefüllt und geben dem Jüdischen im öffentlichen Bewusstsein Präsenz und jüdischer Erfahrung Relevanz.

Fünfzig Jahre sind seit dem Proseminar über das Junge Deutschland vergangen. Damals hätte ich meinen Kommilitonen diesen Vortrag nicht halten können. Fünfzig Jahre war ich eine Lernende, habe gelernt, auf die Zeit, in die ich gestellt wurde, zu antworten, ihre Zumutungen im innerjüdischen und im Gespräch mit meinen nichtjüdischen Zeitgenossen zu teilen gesucht. Juden und Deutsche haben in der Literaturhandlung eine kulturelle Atmosphäre geschaffen, von der aus viele Impulse nicht nur zur Stärkung jüdischer Kultur beitrugen, die Literaturhandlung ist auch zum Modell im Umgang von Juden und Nichtjuden geworden. Gemeinsam ging es immer darum: Wie wollen wir – nach allem – unsere Zukunft miteinander gestalten?

Wo stehen wir heute. Hoffentlich nicht da, wo wir nach lebenslangem Einsatz wieder sagen müssten: „Alles vergebens“. Oder wie der nichtjüdische Mitstreiter der Juden gegen Treitschke, Theodor Mommsen, Mitbegründer des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus 1894 formulierte: „Es ist alles umsonst“. Wir lesen Heine und merken, dass seine Erfahrungen auch uns betreffen, er steht nicht nur als Kulturgut im Regal.

Nie hätte ich mir 1970 vorstellen können, ein Deutschland mit täglichem Antisemitismus erleben zu müssen. Ich hatte Glück, so lange in einem

Deutschland aufzuwachsen und zu leben, in dem ich mich als Jüdin frei entfalten konnte, in einem der besten Deutschlands seiner Geschichte. Wir Juden wurden geschont – wegen Auschwitz und dem Nachkriegsimperativ des Nie Wieder. Ist die Schonzeit vorbei? Uns, der glücklichen Postholocaustgeneration, garantiert eine Verfassung, ungeachtet der heterogenen Herkünfte ihrer Bürger, die Menschen- und Grundrechte. Der deutsche Staat schützt Juden. Das war nicht immer so. Und es muss auch nicht so bleiben, wie wir wissen.

Vor nicht langer Zeit noch war klar, was Antisemitismus ist. Heute herrscht Streit darüber. Nach Auschwitz ist Antisemitismus ein anderer als zu Heines Zeiten. Jetzt trägt Antisemitismus immer auch Vernichtung in sich. In den Achtzigern, als ich anfing, waren die Nachkriegsdeutschen deswegen befangen.

Heute sind wir Juden befangen. Wir sind in der Defensive. Nie hätte ich gedacht, dass mir solches passiert. Sozusagen viel belesen in der Geschichte der Zerstörung und Verfolgung bin ich offensichtlich zu gutgläubig gewesen – und zu lange geblieben. Was sehe ich nicht, was der klarsichtige Heine ahnte und was Spätere sehen werden?